

# Leitartikel

## Leo Karrer Priesterbilder zwischen gestern und morgen

In seinem Buch „Priestersein“ schildert G. Greshake die Krise des Priesteramtes unter der Überschrift: „Alles wackelt.“<sup>1</sup> – Damit dürfte er vielen bekümmerten Seelsorgern und Christen aus dem Herzen gesprochen haben.

Längst bevor der Priester-Mangel das heutige krisenhafte Ausmaß erreichte, „wackelten“ schon das Selbstverständnis der Priester und das theologische Einvernehmen über das Priestertum; d. h., man rang um ein fundiertes Priesterbild.

In der vielschichtigen und z. T. widersprüchlichen Diskussion spiegelten sich gesellschaftliche Entwicklungstendenzen, aber – als Echo darauf – auch kirchliche Meinungsströmungen und Umbrüche wider. Erinnerung sei an die lebhafte Kooperation zwischen Seelsorgern und „Laien“ in Verbänden, Räten und Synoden; an die wachsende Bedeutung der Ortskirche (Bistum); an das dynamische und basiskirchliche Verständnis von der Pfarrei als Gemeinde aus verschiedenen Gruppen und Gemeinschaften; an die immensen Bemühungen in der Glaubensvermittlung und theologischen Forschung; aber auch an die ökumenische Bewegung und an das verstärkte Verantwortungsbewußtsein vieler Christen für die gesellschaftlichen Probleme und für die menschliche Innenarchitektur der Welt: Dritte Welt, Frieden, Zukunftssicherung . . .

Damit verbunden sind die Fragen nach dem Recht der Christen auf Seelsorge und auf die volle Entfaltung der christlichen Gemeinde<sup>2</sup> – die dazu auch wesentlich der Förderung durch das kirchliche Amt bedarf – , das Zu- und Miteinander der „alten“ und „neuen“ Dienstämter<sup>3</sup>, synodale Kirchenstrukturen und Dezentralisation usw.

In diesem Umbruch wird die Kirche auch mit der ererbten Selbstbehinderung durch ihre gewachsenen Amtsstrukturen konfrontiert. Aus der seit dem Tridentinum einseitig betonten kultischen Funktion des Priesters „wurden vor allem übertriebene Vorstellungen von Hoheit und Würde des presbyterialen und bischöflichen Amtes abgeleitet, weiterhin aber auch eine mönchische Spiritualität des ‚Priesters‘ . . . und eine theoretische und praktische Identifizierung von ‚Priester‘ und Kirche,

<sup>1</sup> Priestersein. Zur Theologie und Spiritualität des priesterlichen Amtes, Freiburg 1982, 13–17.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Diakonia 15 (1984), Heft 1.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Diakonia 15 (1984), Heft 3.

Ererbte  
Selbstbehinderung



Das Nebeneinander  
verschiedener  
Priesterbilder

während der ‚Laie‘ in der Kirche zur totalen Abhängigkeit und Passivität verurteilt wurde und sich lediglich mit zeitlichen und weltlichen Dingen beschäftigen durfte“<sup>4</sup>. Auch wenn das II. Vatikanische Konzil ein solches Priesterbild grundsätzlich überwunden hat, so sind die damit berührten Probleme und Herausforderungen nicht schon ausgetragen und bestanden. So erlebten wir innerhalb einer Generation den Wandel und das gleichzeitige Nebeneinander verschiedener Priesterbilder oder Rollenverständnisse des Pfarrers: hier noch eher das Bild vom Pfarrer als Hirte, der in der (Territorial-)Pfarrei die Schafe weidet, für die unverfälschte Weitergabe der kirchlichen Lehre verantwortlich ist und der als Vater der Pfarr-Familie die Pfarr-Kinder betreut; dort das Bild des Gemeindeführers, der mit anderen Seelsorgern und mit einem aktiven Mitarbeiterkreis ein weites Feld an gemeindlichen Aktivitäten und Bedürfnissen abdeckt und koordiniert, aber auch die Einheit der Gemeinde und die Verbundenheit mit der Gesamtkirche garantiert. Wo der Pfarrer im Extremfall zum „Manager“ der Gemeinde wird und zuweilen wie ein Generalstabschef bis ins Detail mobil macht, stößt dieses Priester-Verständnis allerdings auf ernstzunehmende Bedenken (Pastoral der konzentrischen Kreise). Im Zusammenhang mit basiskirchlichen Impulsen versteht sich mancher Priester eher als Glaubens-Animator und inspirierender „Mitarbeiter“ der engagierten Gruppen, als Bruder und als Vor-Beter in der Gemeinde. – Derzeit stellen manche wieder Anzeichen für ein sakralisiertes Priesterbild und Standesdenken (besonders auch unter manchen Priesteramtskandidaten) fest.

Unterschiedliche  
theologische  
Formulierungen

Die Herausforderungen und die praktische Konkurrenz verschiedener Priesterbilder zeigt sich deutlich in unterschiedlichen theologischen Formulierungen: Gegenwartsetzung des Opfers Christi für die Welt (H. Schlier), Fortsetzung der Sendung Christi auf die Menschen hin (J. Ratzinger), Leitungs- und Einheitsdienst (W. Kasper), Verkündigung des Wortes Gottes – bis zu den sakramental höchsten Intensitätsgraden (K. Rahner), Christus – „Repräsentation“ (G. Greshake) usw. Eher biblisch orientiert wird – oft mißverständlich oder mißverstanden – für ein mehr funktionales Priesterverständnis plädiert. Damit ist aber kein demokratisch einzuebendes funktionalistisches Amtsverständnis gemeint. Der Dienst des Priesters ist keine bloß organisationssoziologische Notwendigkeit, kein gleichsam äußerlich hinzukommendes

<sup>4</sup> A. Rajšp, „Priester“ und „Laien“. Ein neues Verständnis, Düsseldorf 1982, 9.



Element. Die Ämter der Kirche und die Dienste in der Kirche sind vielmehr in Funktion und Beziehung zur Sendung und zum Auftrag der Kirche zu sehen, nämlich in Wort, Sakrament und in christlicher Praxis Jesus Christus wirksam zur Geltung zu bringen. In diesem Sinn ist das kirchliche Amt mit-konstitutiv für die Gemeinschaft des neutestamentlichen Gottesvolkes. In Richtung eines funktionalen Dienstverständnisses weisen auch jüngere Äußerungen von K. Rahner, wenn er Aufgabe und Wesen des Priesters vom Pfarrersein her definiert<sup>5</sup>.

Legitimiert die theologische Diskussion den Entscheidungs-Stillstand?

Die Ergebnisse der fachtheologischen und exegetischen Diskussion<sup>6</sup> lassen keinen Zweifel darüber, daß der Kirche ein viel weiterer Entscheidungsfreiraum in der Gestaltung und Weiterführung der kirchlichen und pastoralen Dienstämter geschenkt ist, als sie sich dies selber offiziell zugesteht. Müßten sich die Entscheidungsträger der Kirche daher nicht offener und freier jener Kompetenz bedienen, die die Kirche am Anfang und im Verlauf der Kirchengeschichte selbstverständlich praktiziert hat? Bleibt das, was man das Kanonische Recht zugestehen läßt, nicht weit hinter dem zurück, was theologisch möglich und pastoral notwendig ist?

Aus dieser Diskrepanz heraus resultieren ein Druck auf verantwortliche Maßnahmen und – da diese ausbleiben – ein Entscheidungsstau. Man gewinnt den Eindruck, daß Fragen um Priestertum, verschiedene Priesterbilder und Zölibat (ähnlich wie andere innerkirchliche Probleme, wie z. B. Ökumene, Umkehr und Bußfeiern, geschiedene Wiederverheiratete, Christ und Weltverantwortung usw.) nicht in Offenheit besprochen werden sollen, wenn sie die Interessen eines integralistischen Kirchenbildes verletzen. Das Klima für das Austragen von andrängenden Problemen ist merklich frostiger geworden, zumal das neue Kirchenrecht keine echten Dialog-Instrumente zwischen Teil- und Gesamtkirche vorgesehen hat. Dadurch erhitzt sich der Entscheidungsstau, was zu den sogenannten „heißen Eisen“ führt. Aber die Frage ist, durch wen werden sie heiß und zu wessen Lasten geht der Entscheidungsstau. Es muß doch letztlich auf Kosten lebendiger und überschaubarer Gemeinden und auf Kosten einer glaubenerweckenden und -vertiefenden Pastoral gehen, wenn unter dem Druck des Priestermangels Pfarreien – personell gesehen – „zusammengelegt“ werden, wenn Pfarr-Verbände mit ihrem Sog zu Zentralismus und Spezialistentum zur eigentlichen pastoralen Ebene werden und wenn man glaubt, mit Regionalisierungen die Seel-

<sup>5</sup> K. Rahner, Schriften zur Theologie 14, Einsiedeln 1980, 134.

<sup>6</sup> Vgl. auch den Beitrag von H.-J. Venetz in diesem Heft.



sorge rationalisieren zu können. Letzteres verschärft die Bürokratisierung mit der Tendenz zu mehr Sitzungskatholizismus.

Es stellen sich aber nicht nur die Fragen nach den pastoralen Kosten, sondern auch nach den menschlichen Kosten – für die Priester wie für die Frauen und Männer, die sich zunehmend mit den Priestern die pastoralen Aufgaben teilen (Amtsfähigkeit der Frau, verheiratete Priester . . .). Es stellt sich die Frage, welches Eheverständnis und welches Bild von der Frau geprägt wird, wenn Priestertum, Ehe und Frau als inkompatibel praktiziert werden.

Wenn bezüglich des Priesteramtes auf die verschiedenen Spannungselemente zwischen pastoraler Wirklichkeit und den Rahmenbedingungen des Kirchenrechts hingewiesen wird, dann handelt es sich um kein unverantwortliches Krisengerede, noch darum, die Priester sozusagen wehleidig zu machen. Vielmehr geht es um den Aufweis, daß die Vermeidung von weitsichtigen und pastoral als nötig erachteten Weichenstellungen auch ihren Preis haben und „hohe“ Kosten verursachen kann. – Stichworthaft sei nur darauf hingewiesen, daß die einseitige Verlagerung der priesterlichen Tätigkeiten auf die Kompetenzen der Gemeindeleitung und der sakramentalen Praxis zu einer praktischen Spaltung zwischen Liturgie und übriger Seelsorge, zwischen formaler Gemeindeleitung und Verkündigung (durch Katecheten, Pastoralassistenten, Jugendarbeiter usw.) und zwischen Pfarramt und faktisch leitenden Bezugspersonen (ver-)führen kann.

Die „Kosten“ für die Priester und die anderen Seelsorger

Von der Situation besonders betroffen sind natürlich „die Leute an der Front“. Die Komplexität der Rolle zwingt den Priester dazu, in sehr unterschiedlichen Sektoren seiner Tätigkeit wirksam zu sein, und zwar gleichzeitig: Gottesdienst und Sakramentenspendung, Zusammenhalt der Gemeinde und Verwaltung, verständliche Verkündigung und Religionsunterricht auf verschiedenen Schulstufen, Erwachsenenbildung und Beratung, Individualseelsorge in äußerst unterschiedlichen Situationen sowie Teamarbeit und Kontakt mit allen Schichten und Gruppen . . . Man muß sich einmal vergewissern, was vom Priester an theologischen, psychologischen, methodisch-didaktischen, liturgischen, rhetorischen, organisatorischen und geistlichen Fähigkeiten und Kenntnissen erwartet und verlangt wird. – Ist es da nicht verständlich, daß immer wieder die zermürbende Überforderung genannt wird? Soll es bei der auch heute doch sehr hohen Sensibilität für die Kostbarkeit des seelsorglichen Dienstes noch wundern, wenn Aktionismus und Streß-Symptome und in ih-



rem Gefolge Kompensationsmittel, Depressionen und Aggressionen (gegen Vaterinstanzen in der Kirche oder gegen die „Mutter Kirche“) auch zum Leiden unter den Seelsorgern werden? Auch sie müssen sich wie jeder Mensch in die Selbstbeschränkung einüben. Sonst werden sie Opfer eines unbarmherzigen (und oft unverschämten) Druckes, zumal sie geeignete „Stellvertreter“ sind, auf die manche Menschen die eigenen uneingelösten ethischen und „religiösen“ Ideale projizieren. Die Folge davon wäre eine menschliche und geistliche Energiekrise, die leicht zu Resignation und zu Isolationsgefühlen führt. Die persönliche Einsamkeit, die nicht ersparten Erfahrungen der Erfolglosigkeit kirchlichen Redens und der Fremdheit der Botschaft Jesu in unserer Umwelt, die Mühe mit der Lebensform des Zölibats, der Konflikt zwischen den von der Kirche gesetzten Normen und den widersprüchlichen Bedürfnissen und Einstellungen der Menschen usw. können plötzlich zur Bedrohung werden, gegen die man zuweilen nur noch schwer Reserven mobilisieren kann.

Der Ruf nach emotional entfalteten, freiheitwagenden Persönlichkeiten

Dabei ist nicht zu verschweigen, Überforderung nicht nur in der (nie ganz aufhebbaren) Spannung zwischen Kirchenrecht und pastoraler Wirklichkeit liegen, sondern – aus welchen Gründen auch immer – in der subjektiven Selbstüberforderung. Leicht wird dann übersehen, daß es trotz der Üppigkeit der Erwartungen und Herausforderungen im kirchlich-pastoralen Bereich einen Freiraum für die persönliche Prioritätensetzung und für die konkrete Gestaltung des Dienstes gibt wie wohl in sehr wenigen vergleichbaren Aufgabenfeldern. Ruft nicht gerade diese Art von Freiraum erst recht nach freiheitwagenden und freiheitschenkenden Persönlichkeiten?

Diese Probleme sind deshalb mit allem Ernst anzusprechen, weil die emotionale Entfaltung und die persönliche Freiheit, sich selbst, den Mitmenschen und dem Gott Jesu in seinem eigenen Herzen eine Chance zu geben, unumgängliche Voraussetzungen dafür sind, daß die Menschen in der Begegnung mit den Seelsorgern diese als menschlich bereichernd, als befreiend und als menschenfreundlich, d. h. als um die Menschen bekümmert und bemüht, erleben.